Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: - (1986)

Artikel: St. Galler Anekdoten und Episödchen
Autor: Bauer, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948522

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

St. Galler Anekdoten und Episödchen

Vom legendären Ruf der schönen St. Gallerinnen

Der aus Zofingen stammende Schweizer Schriftsteller Walther Siegfried (1858–1947), der sich mit dem Künstlerroman «Tino Moralt» einen literarischen Namen machte, hat unter dem Titel «Aus dem Bilderbuch eines Lebens» über das seinige und dessen wichtigste Stationen Zofingen, Basel, Schinznach, Paris, St. Gallen, Weimar, München berichtet. St. Gallen sah ihn vor der Jahrhundertwende längere Zeit in der Stickerei schöpferisch tätig. Von St. Gallen nun behauptet er: «In keiner anderen Stadt von ähnlicher Grösse habe ich je so viele hübsche und sympathische junge Mädchen gesehen, wie in jenen Jahren dort. Und es herrschte in dem ganzen Jugendkreise ein so natürlich frischer, froher Ton aller untereinander, dass einem herzlich wohl darin ward. Wenn auf den Ausflügen diese jungen Damen neben ihrem lustigen Wesen, kochend und wirtschaftend, dann auch noch ihre praktische Tüchtigkeit entfalteten, war es kein Wunder, dass fast jedesmal eines der vortrefflichen Mädchen seinen Freier fand. Auch mein Empfinden wandte sich lebhaft genug verschiedenen dieser wertvollen Erscheinungen zu...»
Welche St. Galler liessen sich den legendären Ruf ihrer schönen Töchter nicht gerne durch einen Schriftsteller bestätigen?

«Mädchen zum über den Tisch ziehen»

Um was für eine Gattung von Mädchen in St. Gallen damit gemeint war, beschreibt Willi Nef in seinem Büchlein «St. Gallen vor der Jahrhundertwende» recht amüsant: «Auch in der sogenannten ‹Musterei› brauchte man häufig weibliche Hilfskräfte, sogenannte ‹Mustermädchen›. Ob sie in jeder Beziehung Mustermädchen gewesen seien, möge dahingestellt bleiben, gelegentlich war unter ihnen auch ein ‹Müsterchen› zu finden. Und wenn man in Zeiten der Hochkonjunktur Mädchen brauchte, die helfen mussten, all die Stickereien zur Prüfung über den Tisch zu ziehen, so wurden sie im damaligen St. Galler Kaufmannsdeutsch in den Zeitungen gesucht unter dem schönen Ausdruck: ‹Gesucht Mädchen zum über den Tisch ziehen›.»

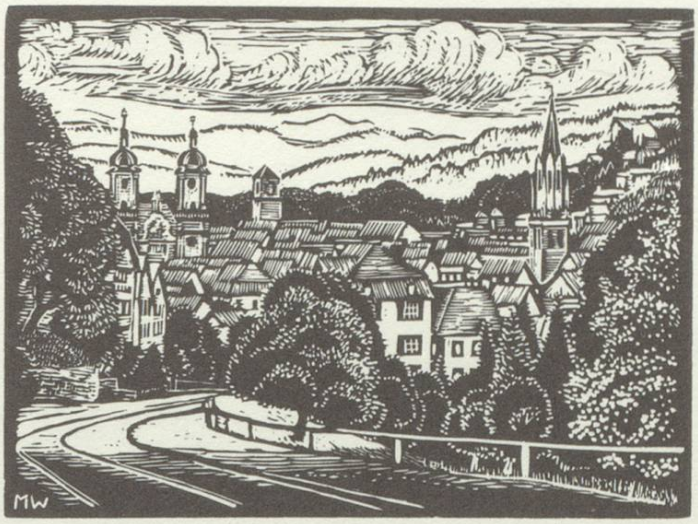
«Öb er Felche weled?»

In seinen Erinnerungen «Die Stadt St. Gallen um die Mitte des 19. Jahrhunderts» berichtet Hermann Wartmann, wie sich die St. Laurenzenkirche damals noch in ihrer gedrückten, niedrigen Form mit den Fischbänken präsentierte. Hinter ihnen wurde jeweils mit dem Ruf «Öb er Felche weled?» zum Kaufen eingeladen. Noch vor der Jahrhundertwende aber gab es nach Willi Nef in der Stadt noch die Wasserträger, welche das Wasser mit einer grossen Butte auf dem Rücken vom Brunnen in die Häuser brachten. Eine fröhliche Gestalt sei der sogenannte «Ausrufer» gewesen, der mit einer lauten Schelle sich bemerkbar machte, um dann Mitteilungen etwa über ein «verloffenes» Kind zu machen oder behördliche Verordnungen auszukünden.

Ebenfalls durch lautes Rufen, erinnert sich Nef, belebten die wandernden Glaser die Strassen; wenn ihr helles «Glasee, Glasee» ertönte, so holte man seine kaputten Scheiben aus dem Keller und dem Estrich hervor, um sie durch den wandernden Meister in Ordnung bringen zu lassen. Ohne Lärm und Rufen aber durchzogen die Mausfallenhändler und die Scherenschleifer die Stadt. Sie gingen von Wohnung zu Wohnung, um ihre Ware und ihre Dienste anzutragen. Die Scherenschleifer fuhren mit ihrem beweglichen Apparat von Strasse zu Strasse, um die ihnen gegebenen Messer und Scheren gleich vor unseren Augen scharf und blitzblank zu schleifen.

Wie sich ein Bildhauer am Gemeindebaumeister rächte

Am 1895–1897 von ihm geschaffenen Broderbrunnen schaut irgendwo zwischen Fischleibern und Wasserpflanzen ein patschnasser, glotzäugiger und stumpfnasiger Gesell hervor. Und mit dem hat es seine ganz besondere Bewandtnis. Es heisst nämlich, August Boesch (1875–1911) habe in ihm den damaligen Gemeindebaumeister verewigt! Die Art des Porträts zeigt, dass es nicht aus barer Freundschaft geschah, sondern dass er wahrscheinlich eine kleine Rechnung zu begleichen hatte. Der Nestor der st. gallischen Bildhauer, der über 80jährige Wilhelm Meier im Hof, Tablat draussen, bestätigte uns seinerzeit, das dem so sei. Pfeiffer habe Boesch gegenüber nämlich nicht ein ganz gutes Gewissen gehabt und sich über den hässlichen Wassermann weidlich geärgert, in dessen schuldbewusstem Gesicht er sich porträtiert fühlte. Damit hat also, um im Oberstendeutsch zu reden, für August Boesch der Zweck denselbigen erreicht!



Holzschnitte
von Magda Werder

Vom Mann, der aus St. Gallen vergeblich eine Wagner-Stadt machen wollte . . .

Er hiess Karl Emil Frey und war seines Zeichens Konditor an der Neugasse, wo er 1901/02 das Haus Nr. 22 (heute Café Altstadt) erbauen liess. Er war begabt mit einem künstlerisch wirkenden Götterhaupt, einer prächtigen Stimme und somit Musik und Gesang mit glühendem Herzen und freigebiger Hand zugetan. Das Bürgerbuch der Stadt St. Gallen notiert von ihm, er sei einer der volkstümlichsten Männer gewesen, von so hohem Idealismus getragen und von so glühender Verehrung für Meister Richard Wagner erfüllt, dass ihm nichts Geringeres vorschwebte, als aus seiner Vaterstadt St. Gallen eine Wagner-Stadt wie Bayreuth zu machen und zu diesem Zweck den Rosenberg mit einem Festspielhaus und einer Weihestätte zu krönen. Dafür reuten ihn weder eigene Mittel (über die er dank seiner Berufstüchtigkeit verfügte) noch eigener rhetorischer Einsatz, erinnert sich doch ein alter Mitbürger noch gut an einen Vortrag, zu dem Frey in den grossen «Schützengarten»-Saal eingeladen hatte. Erschienen war dazu aber höchstens ein Dutzend Personen.

Vorne auf der Bühne seien Wagnerkultgegenstände aufgebaut gewesen, gekrönt von einer kristallenen Gralsschale, aus welcher in der Pause der wackere Konditor einen kräftigen Schluck tat. Nun, weil er offenbar in unserer Stadt die nötige Gefolgschaft und das nötige (Wagner)-Musikgehör nicht fand, musste denn das Bürgerbuch auch vermerken, aus seinen hochfliegenden Plänen sei nichts geworden – sie seien «mit ihm ins Grab gesunken».

Noch immer erinnert ein Medaillon Richard Wagners oben am Haus Neugasse 22 an Freys hochfliegende Pläne für St. Gallen als Wagner-Stadt.

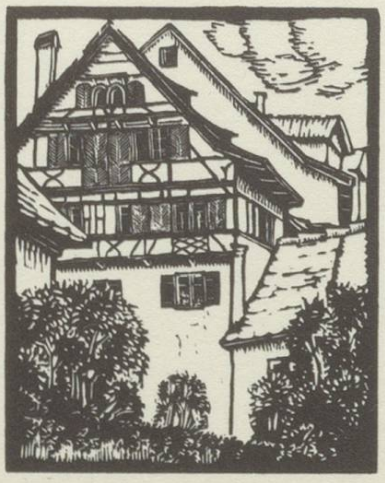
Wie sich die St. Galler 1895 vom Stadtrat hinters Licht führen liessen

Nachdem es 1985 neunzig Jahre her waren, dass die St. Galler Bodenseewasser trinken, sei wieder einmal daran erinnert, wie sie sich im Zusammenhang damit vom Stadtrat hinters Licht führen liessen.

Am 30. April 1895 konnte der St. Galler Stadtrat bekanntgeben, dass am andern Tag Bodenseewasser in die Leitungen fliessen werde. Was blieb den Nörglern übrig, als am 1. Mai einmal vorsichtig und nur probeweise ein Schlücklein Wasser zu trinken. Sie glaubten dabei einen eigenartigen Geschmack festzustellen. Stammte das nun aus den Algen oder gar von toten Fischen? Jedenfalls waren sie der Meinung, dass sich die Qualität des Wassers seit dem Vortag stark verschlechtert habe und man den Unterschied zwischen dem bisherigen Quellwasser und eben diesem Bodenseewasser deutlich spüre. Nun aber deckte der Stadtrat seine bisher geheim gehaltenen Karten auf: Die St. Galler tranken nämlich schon seit über vierzehn Tagen Seewasser und hatten nichts Negatives bemerkt. Was die Skeptiker kritisiert hatten, war reine Einbildung gewesen.

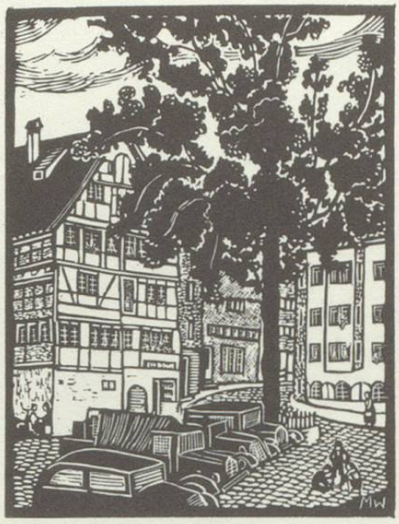
Als es noch keinen Rosenbergtunnel gab . . .

Viel Spass machte es seinerzeit allen St. Gallern, dass man die Fahrt nach St. Fiden im offenen Gelände als eine Art Spaziergang durch die Stadt erleben konnte: Das Trassee ging durch den alten, noch nicht zugedeckten Stadtgraben, dann auf einem schönen Damm mit zwei Brücken über die St. Jakob-Strasse und die Scheffelstrasse ins Wiesengelände des Sankt Fidner Bahnhofes hinunter, eine lustige Fahrt, auf der es viel zu sehen gab. Willi Nef vergegenwärtigt uns aber dazu auch, welcher Prozedur es damals bedurfte, bis ein Zug sich in Bewegung setzen konnte:



«Der Bahnhofportier zog zuerst an einer grossen Glocke, die am Gelände angebracht war und die das Zeichen zum Einsteigen gab. Das war das Signal für die bei der Ausfahrt stehenden Weichenwärter, die mit einem lauten Hornsignal den Bahnwärtern an den Übergangsstellen (für die Zürcher Züge an der St. Leonhard-Strasse) das Zeichen gaben, ihre Barrieren zu senken und das Hornsignal weiter zum nächsten Wärterposten zu geben. War so alles gut vorbereitet, so blies der Zugführer in seine kleine schrille Pfeife, worauf der Lokomotivführer den Empfang des Signals durch einen langen

dumpfen Pfiff quittierte; anziehen durfte er seine im Dampf pustende und stöhnende und fauchende Lokomotive erst, wenn ihm der Zugführer durch einen zweiten Pfiff die Erlaubnis dazu erteilt hatte. Erst dann begann das langsame Rollen der Räder...»



Wie sich ein Bürger über einen Polizisten lustig machte

Vor der Jahrhundertwende noch, weiss Willi Nef zu erzählen, ärgerte sich der Metzger Zeller am Bohl darüber, dass ein bestimmter, ihm dem Namen nach unbekannter Polizeimann, oft die längste Zeit vor seinem Laden stand und, wie er meinte, «Maulaffen feil» hielt. Er beklagte sich darüber beim Polizeikommissär. Damit dieser den Polizeimann identifizieren könne, bat er den Metzger, er möge ihn doch einfach einmal mit einem Auftrag zu ihm schicken. Dies tat der Metzger, indem er den Polizisten bat, er möge dem Kommissär folgendes ausrichten: «Das Kalb sei jetzt da, er könne es ansehen.»

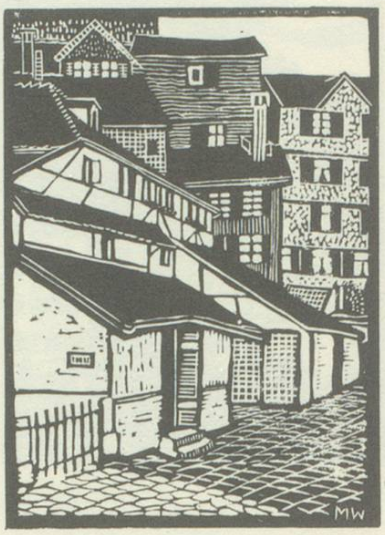
Das schönste Grün oder Spinatgrün?

Das viele Grün, das wir in St. Gallen haben und dem wir mit unserem so träfen «grääsgrüe» auch sprachlich gerecht werden, fällt Nichtsanktgallern sofort auf und lässt sie staunen. Willi Nef schrieb dazu:

«Hat ein Fremder, der von auswärts kommt, noch heute das Gefühl, St. Gallen sei eine von grünen Hügeln umgebene Stadt, so war dieser Eindruck im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch ganz anders lebendig als in der Gegenwart. Da war St. Gallen wirklich eine in Grün gebettete Stadt. Rosenberg, Freudenberg, Berneck und Solitüde waren bis zu ihrem Fuss hinunter nicht mit Häusern bebaut. In meiner Jugend ging die Mär, von der ich nicht weiss, ob sie wirklich beglaubigt gewesen ist, Alexander von Humboldt, der als Naturforscher weit herum gekommen war, habe gesagt, das schönste Grün, das ihm begegnet sei, habe er am Rosenberg in St. Gallen gesehen!» Nicht jeder aber kann mit soviel Grün etwas anfangen, auf jeden Fall konnte es jener Maler nicht, von dem Georg Thürer berichtet. Der meinte nämlich, wer in der grünen Nordostschweiz wohne, sitze an einem Tisch, auf dem nur Spinat aufgetragen werde. Er werde ihn, fügt Thürer bei, angesichts des St. Galler Grüns einmal in eine harte Farbenschule nehmen, «bis er gelernt hat, dass unser Grün vom Blauschwarz der Tannen bis zum Braunrot der herbstlichen Riedwiesen reicht».

«Wir sitzen so fröhlich beisammen»

Zum 100jährigen Bestehen der Neugass-Gesellschaft 1950 hat August Steinmann, bekannter Stadtredaktor des «St. Galler Tagblattes», in einer Jubiläumsschrift einen historischen Rückblick verfasst und darin Köstliches aus der Vergangenheit der Neugasse und Neugässler erzählt. So auch, wie man es verstand, die bescheidenen Lebensfreuden, als da waren Bluestfahrten, Sommerausflüge, Herbstspaziergänge, winterliche Bälle sowie Unterhaltungsabende und Schlittenpartien, zu erleben:



«Man zog mit Behagen einmal den Werktagskittel aus, um im Sonntagsstaat an irgendeinem schönen Ort, weit ausserhalb der Gassenenge, die Reize der heimatlichen Landschaft geniessen zu können. Man vereinigte sich zu fröhlich stimmenden Landpartien, fuhr wohlgelaunt und singend zum Städtlein hinaus und hatte zum Ziele irgendein durch Küche und Keller bekannt gewordenes Landgasthaus, wo man sich zufrieden niederlassen konnte. So pflegte die Neugass-Gesellschaft auch die guten Beziehungen mit den bäuerlichen Nachbarn der Stadt; die Gegend um den Tannenberg, der nahe Thurgau, das Rheintal, das Appenzellerland und das toggenburgische Hügelland zogen die Stadtleute schon damals an. Im Kreise der Männer sassen deren Frauen und Töchter, Nachbarn neben Nachbarinnen, Verheiratete, Junggesellen und Verliebte. Sie alle hielten sich an das alte Lied ‹Wir sitzen so fröhlich beisammen›; und wenn dann der Winter den Lustfahrten eine Ende gemacht hatte, freuten sich alle auf den Frühling, um eben ‹ans fröhliche Ende› den ‹fröhlichen Anfang› knüpfen zu können.»

Warum ein renommiertes St. Galler Hotel Walhalla genannt wurde

Da musste allerhand germanische Mythologie hineinspuken. Die Walhalla war nämlich jene riesige goldene Heldenhalle, worin die germanischen Krieger, die todesmutig im Kampf auf der Walstatt gefallen waren, wieder auflebten. Und wenn sie dort versammelt waren, taten sie keineswegs nichts, sondern hielten sich mit Speis und Trank für den Tag der Götterdämmerung fit und bereit. Und solches Wiederaufleben – sich vom Kampf erholen und sich bei Speis und Trank zu neuem Tun stärken – ist das nicht genau das, was ein Hotel möglich macht? Insofern ist Walhalla ein treffender Name. Aber wissen muss man's!

Hermann Bauer